

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 24

Artikel: Saint-Malo
Autor: Schmied, Hans Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Saint-Malo

Reiseskizze aus der Friedenszeit

Erwartungsvoll und sehnüchtig ist das Erwachen in einer fremden Stadt. Wo bin ich? In einem geräumigen Gasthofzimmer, dessen altmodische Truhen seltsam wurmstichigen Klostergeruch atmen. Ich schaue zum Fenster hinaus, das auf die Baumgruppen einer kleinen, umschlossenen Anlage geht, wende den Kopf und blicke durch eine schmale, abfallende Gasse auf das im ersten Morgen bläulich schimmernde atlantische Meer. In ruhigem Gleichmaß dringt das Geräusch der erwachten Brandung in die Dämmerstille.

Die Gasse abschreitend tritt man in ein dunkles Turmgewölbe, dessen Ausgang über dem Meer liegt. Eine Kanzel ist daran geklebt, von der aus eine steile, an die Felsmauer geschmiegte Holzterrasse auf den Strand hinuntergeht.

Wer zur Ebbezeit des Vormittags in den Torbogen tritt, erblickt zu seinen Füßen die Unfaßbarkeit der endlos silbernen Wasserfläche weit hinaus mit braunen Felseninseln und tückischen Riffen bestreut. Die größeren tragen Türme und Festungen. Die allernächste aber ist friedlich grün bewachsen; ein von der Flut benetzter Stein-damm führt zu ihr hinüber. Eine grobe Felsentreppe erreicht das Wiesengrün der kleinen Anhöhe, wo aus Brennesseln die Mauerreste eines festen Hauses ragen. Am andern Ende der Maßliebchenwiese, gegen das dunkle, offene Meer hinaus, liegt ein Grab. Graue Steinplatte, niedriges Granitkreuz, von einem kniehohen schwarzen Eisengitter umfriedet. Keine Inschrift, kein Name, keine Zahl. Und doch weiß jeder, daß hier ein Mörder seine Ruhe hat, dessen Leben voll Flucht und Heimkehr, Ruhm und Schmach, Haß und Liebe war: Soldat, Wegsucher, Auswanderer, Pilger nach dem heiligen Lande, Staatsmann und Dichter: Chateaubriand.

Der Wanderer, der nach seinem eigenen Wort in der Hütte des Trokesen, im Zelt des Arabers, im Wigwam des Huronen, unter den Trümmern von Athen, Jerusalem, Memphis, Karthago und Granada genächtigt, schläft die längste Nacht auf einem hohen, steilen Felsen, dessen Fuß von der Brandung umschäumt, aber nie erklettert wird — ein paar Schritte von dem Haus, das seine Wiege

barg. Vom Grab des Dichters der fernen Länder schaut man an heiteren Tagen im feuchten Nebel des Horizontes den schmalen, gelben Streifen der Insel Jersey. Und es ist, als ob der Geist des Toten an seinem Grabe sitze, um den Seglern und Dampfern sehnüchtigs voll nachzuschauen, die der dunkelblauen Flut des offenen Meeres zustreben, bis sie hinter der letzten Wand verschwunden sind.

Der Dichter hatte den Wunsch selbst niedergeschrieben, auf der Insel Grand-Bey, die zu seiner Vaterstadt gehört, begraben zu werden. 1828, zwanzig Jahre vor seinem Tode, schreibt er: Dort wird meine Ruhestätte sein; ich hatte gut gewählt, ohne es zu wissen: Bey im Bretonischen bedeutet Grab.

Umgewendet nach Saint-Malo erblicken wir vor uns ein kleines, von massigen Ringmauern und festen Türmen eng umgürtetes, mittelalterliches Städtchen. Aus den Mauern schauen ernste Häuser aus grauem Gneis, mit steilen Dächern und wuchtigen Kaminreihen, nur vom spitzen Turm der gotischen Kirche überragt. Auf einem Felsen, der mit dem Festland nur durch den breiten Hafendamm verbunden wird, ist die Stadt gebaut; keine Gasse hat die Breite eines Automobils; nur der gepflasterte, mit Bäumen bepflanzte Vorplatz vor dem Doppeltor gegen den Damm gibt den Blick frei. Das Meer umfließt die Wälle von drei Seiten. Das Innere des Damms ist der Landungsplatz des kleinen, emsigen Hafens, mit einer Rederei und vielen Segeljachten, die den einheimischen Fischern und den regelmäßigen Fremden gehören. Kleine Dampfer versehen den Dienst zwischen den reizenden Bädern und Villenstädten des Ufers; im Sommer gehen Kurse nach Jersey und London. Während der Ebbe kann kein Boot gefahrlos die Riffe durchqueren noch im Hafen anlegen. Wenn die Flut des Nachmittags an den Felsen emporzuschäumen beginnt, belebt sich der Golf mit weißen und braunen Segeln; und wir haben Eile, vom Inselgrab Abschied zu nehmen und den Damm zurückzueilen, den das Wasser bald überdecken wird.

Auf dem gelben, mäßig breiten Strande zan-

ken sich Jungen um braungrüne Tanghäufen, die von der letzten Flut liegengeblieben; sie schmücken damit die Sandburgen, die sie zu bauen nie müde werden, obschon jede Welle eine Spanne weiter leckt und endlich das ganze Gebäude hinunterwäscht; denn das Meer ist eine unbegreifliche, gefühllose Kraft, die ihren Spaß daran hat, die Sandtürme der Kinder wegzuschwemmen, und, all der aufgewendeten Liebe und Arbeit nicht achtend, erst dann ruht, wenn alles soweit gleichgemacht ist, als ob nichts gewesen wäre. Aber die Kinder heben immer wieder den vollen Spaten und türmen, und immer wieder schlägt das Wasser darüber zusammen: Das ewige Spiel. — Dann zieht das Meer, wie wenn es die Gedanken des Menschenkinde erraten hätte, in eilig überstürzten, ellenhohen Wogen ein weißgesäumtes Wel-

lenmäntelchen gegen Sand und Felsen, drängt mich mit den strickenden Frauen und kreischenden Kindern immer weiter zurück an den Fuß der granitnen Stadtmauern.

Bei Einbruch der Nacht sinkt das Meer wieder zusammen. Dunkle Gestalten mit Windlichtern bewegen sich in der Tiefe des Ufers. Mit kleinen Harken furchen sie den noch feuchten Sand und suchen der winzigen Fische habhaft zu werden, die darin lebendig begraben sind.

Dann stecken die Leuchttürme ihre Lichter auf. Ein alter Fischer zeigt sie mit der Hand und nennt mir ihre Namen. Weit draußen blizt von Zeit zu Zeit ein blendend starkes Licht: „Das Kap.“ — Und dann fühlt man innerlich ein bescheidenes Schauern vor allem Endhaften und Letzten, und vor der weiten Größe unserer Welt.

Hans Rudolf Schmid

Solisten=Frühkonzert auf der St. Peters=Insel

Diese seltsamen Konzerte beginnen dort in der Regel um 5 Uhr morgens, kaum daß der Tag dämmert. Wir begeben uns in den Hochwald hinauf, der sich aus vielhundertjährigen Baumriesen aller Art zusammensetzt, weist doch die Insel im ganzen 25 Holzarten auf. Es hat Veteranen unter diesen Eichbäumen, die 20, ja bis 25 Kubikmeter Inhalt aufweisen.

Auf dem Wege zum Konzertplatz flitzen vor uns da und dort von den noch von J. J. Rousseau ausgefetzten wilden Kaninchen weg. Oben auf dem Bergrücken, in der Nähe des mittelalterlichen Barock-Pavillons, wo am 30. September 1810 die französische Kaiserin Josephine anlässlich ihres Besuches auf der Insel als Gast der Berner Regierung empfangen und ihr zu Ehren ein solennes Fest gegeben wurde, stehen die Baumriesen derart zusammen, daß ihre Stämme die Säulen und die in großer Höhe ineinander gewachsenen Baumkronen gleichsam die Kuppel eines Domes, eines Naturdomes bilden. Man schreitet lautlos auf einem Moosteppich zu einem der Bänke aus Eichenholz, die für Riesenmenschen und für Jahrhunderte geschaffen erscheinen. Hier ist nun der Konzertplatz, wo wir all den vielen Solisten, die sich da oben in den Baumkronen, auf Tannengipfeln, in den Laubhölzern und im Ge-

büsch befinden, lauschen wollen. Die St. Peters-Insel ist ein Natur-Reservat, derart unberührt und ungestört, daß sich nach und nach 60 verschiedene Vogelarten hier angesiedelt haben, Arten, von denen unsereiner kaum die Hälfte dem Namen nach kennt, geschweige je gehört noch gesehen hat. Von unserer Bank aus blicken wir durch einen offenen Ausschnitt auf den Bielersee zu unsern Füßen, sehen Ligerz mit seinem wunderschönen Kirchlein mitten im Nebgelände, dann Neuenstadt und am obern Ende des Sees Erlach mit seinem Schloß. Ein allerliebstes Bild.

Es ist tafrisch in diesem dämmrig-grünen Dom. Da, vor uns, in dem Gebüsch an der abfallenden Berglehne bewegt sich etwas. Wir erkennen ein Bärchen Schwarzköpfe, mit Nestmaterial im Schnabel. Kaum, daß das Männchen seinen Teil an Ort und Stelle eingebaut hat, kann es sich vor Hochzeitsstimmung nicht mehr halten. Als erster Solist läßt das zierliche lebhaftes Wesen mit den schönen Augen seine strahlend schöne jubelnde Strophe ertönen. Wie wenn es auf diesen Einsatz zum Morgenkonzert gewartet hätte, ertönt, vorerst unsichtbar für uns, der im Verhältnis zu seiner Größe ungemein kräftige, wohlklingende, mit Trillern durchsetzte Gesang des Jaunkönigs. Ziemlich weit entfernt, nur mit